

In Bayern wird die Lehrerfortbildung zur Zeit intensiv diskutiert, denn ab Mitte Februar muss jeder Lehrer in einem Zeitraum von vier Jahren per Erlass des Ministeriums zwölf Fortbildungstage à fünf 60-Minuten-Stunden nachweisen. Ob eine staatlich verordnete Fortbildung der richtige Weg ist, sei dahingestellt. Auf jeden Fall sollte jeder Lehrkraft die Möglichkeit auf Fortbildung gewährt werden.

9. Planungen und Anregungen

Die Mehrheit der Landesverbände befasst sich mit der Durchführung von Werbemaßnahmen und der Erarbeitung von Argumentationshilfen für Schüler, Eltern und Lehrende der Alten Sprachen.

Der Berliner Landesverband schlägt eine Aktion ‚Mitglieder werben Mitglieder‘ vor, um die Austritte nach den zahlreichen anstehenden Pensionierungen zu kompensieren und sowohl den Bund als auch die Landesverbände finanzkräftig zu erhalten. Derselbe Landesverband bittet den DAV um Unterstützung für die

Grundschulen, an denen in Klasse 5 Latein als Wahlkurs zweistündig angeboten werden. Dazu wären Materialsammlungen oder Lehrbücher („*Minimus. Starting out in Latin*“ oder „Latein. Meine ersten Wörter und Sätze“) sehr hilfreich.

Der Landesverband Mecklenburg-Vorpommern plant die Einrichtung eines postgradualen Studiums für Lehrer zum Erwerb einer sog. kleinen Lehrbefähigung für den Anfangsunterricht (zusammen mit der Universität Rostock).

Aus Rheinland-Pfalz wird die Realisierung eines lange gehegten Wunsches gemeldet: Das Fach Griechisch wird in den Bundeswettbewerb Fremdsprachen aufgenommen. Eine Gruppe rheinland-pfälzischer Griechischlehrer wird für den Durchgang 2004 Aufgaben entwerfen, die als Probelauf von den Teilnehmern mit Griechisch gelöst werden sollen. Des Weiteren wird der DAV gebeten, angesichts der Altersstruktur die Studierendenzahlen zu erheben und ihre Entwicklung zu beobachten und bekannt zu geben.

GUNTHER SCHEDA / DIETMAR SCHMITZ

Ein existentieller Transfer aus dem Alten Testament bei Philipp Melanchthon

I. Lateinische Disticha in der Speyerer „Rheinpfalz“

Die Leiterin der evangelischen Landesbibliothek in Speyer entdeckte 1993 im wurmzerfressenen Einband eines Buches die handschriftliche Wiedergabe eines Gedichts, das (laut Auskunft der MELANCHTHON-Forschungsstelle in Heidelberg) höchstwahrscheinlich von Melanchthon selber stammt. Die Speyerer „Rheinpfalz“ hatte das Gedicht, für eine Tageszeitung ungewöhnlich, in lateinischem Wortlaut abgedruckt:

Epigramma de Monarchiis

*Aspicias ut iaceant disiecti membra colossi,
Quem rex Chaldaea vidit in arce potens,
Sed* tantum pars ima pedum ferroque lutoque
Mixta statim rimis corruitura suis.
Delevere urbes Turci populosque potentes,
Sunt igitur ferrum, caetera regna lutum.
Sed lapis absque manu celso de monte revulsus
Mox aderit, iudex, filius ipse Dei.*

*Totius et plantae delens ferrumque lutumque
Regna dabit populo non peritura suo.
Ergo Dei gnato dedant se pectora nostra,
Ipsius et discant iussa verenda sequi.
Tu Λόγε gnate Dei nostris in mentibus adsis,
Et flatu accendas pectora nostra tuo.*

*) Hs. Speyer: stat.

Im Folgenden versucht der Verf. dieses Beitrags das Gedicht zu übersetzen, zu kommentieren und dazu noch einige Bemerkungen aus der Sicht des Altphilologen anzufügen.

II. Übersetzung (mit Kommentar)

Philipp Melanchthon: Gedicht über die (vier) Königreiche (nach Daniel 2,31ff.)

Du siehst, wie (gegenwärtig)¹ gewisse Glieder² der zerstückelten Bildsäule (im Staub) darniederliegen – jener Bildsäule, die einst dem mächtigen König von Babylon auf seiner Burg im Traum erschienen war.

Geblieben ist³ (jetzt) nur (noch) der unterste Teil (der Bildsäule), d. h. die Füße, die (laut Daniel) aus Eisen und Ton gemischt sind.⁴ Auch sie aber werden bald infolge der Risse, die sie enthalten, vollends zerbröseln.

Hat doch (neuerdings wieder) das mächtige Königreich der Türken Städte und Völker vernichtet. Sie (die Türken) entsprechen also dem Eisen;⁵ die anderen (schwächeren) Völker entsprechen dem Ton.

Doch bald wird als Richter⁶ jener „Stein“ kommen, der, ohne Zutun von Menschenhand, sich von einem höchsten Berg gelöst hat:⁷ Gottes Sohn in eigener Person.

Dieser wird auch noch das Eisen und den Ton jener ganzen Fußsohle zerstören⁸ und wird (dann) seinem Volke⁹ eine Herrschaft¹⁰ verschaffen, die nie wieder vergehen wird.

Wenden wir also unsere Herzen ehrfürchtig dem Sohne Gottes zu und bemühen uns, seine Gebote zu befolgen!

Und Du, *Logos*, Sohn Gottes, stärke uns (dabei) im Geiste und belebe uns mit Deinem (göttlichen) Hauch!

III. Nachträgliche Bemerkungen aus der Sicht eines Altphilologen

Das Gedicht Melanchthons könnte uns Altphilologen aus folgenden Gründen interessieren:

1. Historisch ist die Altphilologie als ein „Seitenschößling“ der (protestantischen) Theologie entstanden (s. u. Abschnitt IV = AUXILIA Bd. 12, S. 11-13); Melanchthon hat dabei eine wichtige Rolle gespielt.

2. Das Gedicht „*Epigramma de Monarchiis*“ stammt höchstwahrscheinlich von M. selber. Es lohnt sich, neben seinem theologischen Kern (Ausgang von einer Stelle im AT, Einmündung in die Lobpreisung des neutestamentlichen Gottessohnes) auch seine humanistischen und philologischen Komponenten zu studieren.

3. Humanistisch ist zunächst die Form: M. spricht in der Sprache der antiken Elegie, wie sie Griechen und Römer gepflegt hatten. Dies setzte beim Leser entsprechende literarische Kenntnisse sowie die Fähigkeit voraus, Prägnanz und *Brevitas* der Sprache zu „entschlüsseln“.

4. Unter philologischem und auch gymnasialdidaktischem Aspekt ist interessant, dass M. von einer Stelle des AT ausgeht, die nur ein Bild (d. h. ein Gleichnis oder ein Mythos) zu sein beansprucht und daher der Auslegung bedarf. Die Auslegung im Buch Daniel besagt, dass die Teile der Bildsäule (*colossus*), nämlich Kopf, Brust, Lenden, Schenkel und Füße, eine geschichtliche Abfolge von „Königreichen“ symbolisieren. M.'s Absicht ist nun offenbar, sich in diese Auslegung des Bildes, die schon im Originaltext erfolgt, einzuschalten und sie zu „aktualisieren“, d. h. sie bis in die eigene Gegenwart hinein zu verlängern.

5. M. stellt den Gegenwartsbezug implizit schon mit dem ersten Wort seines Gedichts her (*Aspicis*), explizit dann mit dem Stichwort *Turci*; mit „*sunt (sc. Turci) igitur ferrum*“ bringt er den „modernen“ Tatbestand der Türkenkriege mit dem alttestamentlichen Bild in eine direkte Beziehung. – Als altsprachliche Gymnasiallehrer sollten wir hier einmal überlegen, ob damit nicht *keimhaft* schon jenes didaktische Prinzip präludiert, das wir heute als „existentiellen Transfer“ bezeichnen.¹¹

6. Falls ja, so wäre zudem noch das „Bezugssystem“ dieses präludierenden existentiellen Transfers genauer zu beachten. Es geht M. offenbar in dem Gedicht nicht nur um Erkenntnisse, die man als Individuum (etwa zur Vertiefung seiner persönlichen „Lebensweisheit“) gewinnt, sondern mehr noch darum, sich über die eigene *Geschichtsepoch*e klarzuwerden; diese Klärung erfolgt durch einen Vergleich mit vorausgehenden Geschichtsepochen. Springender Punkt ist dabei die Kontrastierung mit dem, was für die jüdischen Verfasser des AT die Hauptsache war: nicht der „Gott des Himmels“ (d. h. Jahwe) wird das Reich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird (vgl. Daniel 2,44), sondern Gottes Sohn, wie ihn die Christen verehren. Dessen Reich wird allem Bisherigen als ein Neues gegenüberreten.

IV. „Existentieller Transfer“ im Altsprachlichen Unterricht im Vergleich zu seiner theologischen Wurzel

(Ausschnitt aus AUXILIA Bd. 12 (1985), S. 11-13)

Der klassische Fall einer Hermeneutik, der es um die „Bedeutung“ eines tradierten Textes für den späteren Leser geht, ist die immer wieder neu zu leistende Auslegung der *Bibel* seitens des Theologen bzw. des theologischen Sachverständigen. Insofern diese Auslegung nicht nur in Form von theologisch-wissenschaftlicher Exegese, sondern auch von gottesdienstlicher Predigt oder von schulischem Religionsunterricht stattfindet, reicht sie tief in das Leben unserer immer noch von christlicher Tradition geprägten Gesellschaft hinein. Diese Tatsache, die in einem zunehmenden Spannungsverhältnis zu *anderen* Tendenzen unserer Gesellschaft (Näheres s. u.) steht, bedeutet genauer besehen folgendes:

1. Noch immer lebt in vielen Menschen (auch in Nicht-Christen) das Gefühl, daß die *Bibel* *einen alten ehrwürdigen Text* darstellt, der grundsätzlich auf einer anderen Ebene als moderne Texte (z. B. wissenschaftliche Abhandlungen, Romane oder Zeitungsartikel) liegt.

2. Der gläubige Christ ist davon überzeugt, daß dieser Text (also die Schriften des Alten und Neuen Testaments), obwohl er in seinem Wortlaut vielfach früheren Zeitumständen verhaftet ist, zugleich einen allem Zeitlichen überlegenen *Sinn* enthält. Er möchte diesen Sinn genauer verstehen, um in schwierigen Fragen, die im Leben auf ihn zukommen, eine verlässliche Richtschnur des Handelns zu gewinnen.

3. Aufgabe des christlichen Lehrers (des Theologen, Pfarrers, Religionslehrers) ist es dementsprechend, diesen überzeitlichen Sinn des biblischen Wortes mit der Kompetenz des Fachmanns aus dem alten Wortlaut „herauszuholen“ und, nachdem er ihn „erkannt“ hat, ihn wiederum auf eine bestimmte zeitliche Ebene *zurückzuprojizieren*: die Gegenwart. Er muß also m. a. W. gerade jetzt aktuell werdende „Botschaften“ in der Heiligen Schrift entdecken und diese den Zeitgenossen in einer diesen verständlichen Sprache „verkünden“.

Man kann das Verstehen des biblischen Textes, das auf diese Weise (immer wieder neu) zustandekommt, als für den Christen *lebenswichtig* (= existentiell bedeutsam) bezeichnen. Es verleiht dem Christen ein Gefühl von religiöser Geborgenheit und, sofern das ethische Korrelat des

recht verstandenen biblischen Wortes das christliche Gewissen ist, von Handlungssicherheit.

Als Lehrer der alten Sprachen, die wir am Gymnasium neben den Religionslehrern unterrichten, sollten wir mit dem in Nr. 3 angedeuteten hermeneutischen Schema wenigstens in den Grundzügen vertraut sein. Auch sollten wir uns das dahinterstehende christliche Geborgenheitsgefühl immer wieder zum Bewußtsein bringen, um in jenem hermeneutischen Kontext, der durch eine wirkungsmächtige theologische Tradition geschaffen worden ist, unsere in einer jüngeren (und deshalb gesellschaftlich noch nicht so tief verankerten) Tradition begründete spezifische Aufgabe zu erkennen. Zwar sind auch die von uns verwalteten griechischen und römischen Texte heute in der Öffentlichkeit mit einer gewissen eigenständigen Aura des Alt-Ehrwürdigen umgeben; dies zeigt z. B. die Tatsache, daß noch immer bei ästhetischen, juristischen oder philosophischen Erörterungen der Hinweis, „schon die Alten“ hätten sich in einer bestimmten Frage in ähnlichem Sinne geäußert, eine wirkungsvolle psychologische Stütze bilden kann. Jedoch ein Hauptpunkt, in dem sich unsere Situation von der des Religionslehrers unterscheidet, ist offenbar das Nichtvorhandensein (oder genauer: das Nichtvorhandenseindürfen) eines Geborgenheitsgefühls in bezug auf den „Sinn“ der Texte, das mit dem christlichen vergleichbar wäre. Dies folgt ganz einfach aus der Tatsache, daß die Texte, mit denen es der Altsprachler zu tun hat, keine „heiligen“, sondern profane oder weltliche Texte sind. Und daraus folgt dann wiederum, daß der Versuch, altsprachliche Texte „existentiell“ zu verstehen, sich von dem christlich-theologischen Ansatz in seiner hermeneutischen Struktur klar unterscheiden muß.

Anmerkungen:

- 1) Melanchthon spricht von Anfang an aus der politischen Situation seiner Zeit heraus (Türkenkriege).
- 2) Da es im Lat. keinen Artikel gibt, muss bei der Übersetzung eines Substantivs (hier: *membra*) ins Deutsche die Artikelfrage stets vom Zusammenhang her entschieden werden.
- 3) Als Textgrundlage betrachte ich hier „*Stat*“, nicht „*Sed*“.
- 4) Vgl. Dan. 2,33.
- 5) Vgl. Dan. 2,40, wo es vom Eisen heißt, dass es „alles

zermalmt und zerschlägt“ (wobei konkret vor allem an Kriegswaffen zu denken ist).

- 6) Als Richter über wen? Zunächst wohl über die Türken, aber vielleicht auch über die anderen Völker, insofern auch sie noch der „Welt“ zu sehr verhaftet sind.
- 7) Vgl. Dan. 2,35, wo aber der Berg eine andere Funktion hat: nicht Ursprungsort, von dem sich der Stein löst, sondern Endprodukt, zu dem er sich „auswächst“.
- 8) D. h. er wird auch noch die letzten Reste der weltlichen Reiche vertilgen.
- 9) D. h. der Gemeinde der an ihn Glaubenden.

Sympathie für das Fremde

Bemerkungen zu einem „europäischen“ Gedicht

Das im Untertitel erscheinende Adjektiv „europäisch“ könnte unangenehme Reaktionen auslösen, da dieser Begriff, in jahrzehntelangen politisch-bürokratischen Einigungsbemühungen abgenutzt, neuerdings durch Euro-Teuro-Grimm gar zum Ärgernis wurde. Dennoch: Das Stichwort „europäisch“ soll als Anstoß aufgefasst werden, nationale Lyrikgrenzen zu überschreiten, um die Verssprache der Gegenwart unter einem erweiterten geographischen und kulturellen Horizont zu erschließen.

OSKAR PASTIOR, geboren 1927 in Sibiu (Hermannstadt), studierte in Bukarest Germanistik, veröffentlichte dort zwei Gedichtbände in deutscher Sprache und übersetzte Gedichte aus dem Rumänischen ins Deutsche.¹ 1968 übersiedelte er in die Bundesrepublik und brachte seither mehrere Gedichtbände heraus.² Herkunft, Mehrsprachigkeit und intellektuelle Wendigkeit machen ihn zu einem der bislang noch seltenen Vertreter des „europäischen“ Gedichts. Aber gibt es überhaupt so etwas wie europäische Gedichte, sprachliche Kunstwerke, „die nicht nur der Zufall ihrer Entstehung in irgendeinen Winkel dieses Kontinents verschlug“, sondern „die auch und vor allem durch Ton, Geste und spürbare Schwerkraft der Überlieferung ihre Herkunft verraten?“³ Von europäischer Literatur wird heute meist mit Blick auf eine kulturelle Identität Europas gesprochen, wobei auf Antike und Humanismus verwiesen wird als geistiges Erbe, auf das unser literarisches Schaffen, über das Nationale hinausgehend, immer wieder zurückgreift.⁴

Auch die Lyrik der Gegenwart schöpft aus diesem Fundus. Lässt sich schon von daher auf das

- 10) *regna = monarchiae* (vgl. den Titel des Gedichts). „Alleinherrschaft“ kam bisher den (weltlichen) Königen zu; nun aber tritt, so will offenbar M. im Anschluss an Daniel sagen, an deren Stelle der Sohn Gottes, also Jesus Christus.
- 11) Wohl gemerkt: nur „keimhaft“; womit gesagt sein soll, dass wir den hermeneutischen Ansatz inzwischen modifiziert haben (wir haben ihn gewissermaßen „säkularisiert“).

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

Vorhandensein des „europäischen“ Gedichts schließen? Oder wurde dieser Begriff etwa nur im Gefolge von Europäischer Union und Euro-Währung in die Welt gesetzt, um zu dokumentieren, dass auch die Lyrik die Zeichen der Zeit erkannt hat?

Die Beschäftigung mit Versen, in denen Oskar Pastior homerische Vorgaben verwendet, vermag vielleicht eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie ein „europäisches“ Gedicht aussieht, das völkerverbindende mythologische Elemente enthält.⁵

LICHT AUF NAUSIKAA

*Wir gingen beide durch das heiße Land;
ich hielt Nausikaa an meiner Hand.*

*Nausikaa war gut und klug und braun.
Ich Taugenichts mußte auf die Tauben schaun.*

*Und wo das Wasser aus der Erde drang,
da lag ich wiesenweit und stundenlang ...*

*Die Eichen rauschten abendwarm und nah,
doch zu dem Dorf zog mich Nausikaa.*

*Und klopfte an die Türe, die sie traf.
Ich sah den Mond. Sie bat um Milch und Schlaf.*

*Noch aus dem Heu rief mich das Horn ins Land –
Nausikaa hielt mich an meiner Hand.*

*Da durch die Schindeln kam es weiß herab,
Licht auf Nausikaa, den Wanderstab.*